

sein mit dem Leben der mütterlichen Erde eben dadurch begründet, dass er nicht nur auf oder vielmehr in ihr lebt, dass er nicht nur von ihr lebt, sondern dass er auch von ihr durchlebt wird, dass ihr Leben auch ihn durchdringt, dass er mit der Erde verbunden sich fühlt, wie die Blüthe mit dem Baume, die mit ihm krankt und gedeiht. Und wie nun einerseits und zwar ursprünglich die Natur des Landes auf seine Bewohner bestimend einwirkt, so tritt wiederum andererseits späterhin der Bewohner auf die mannichfältigste Weise seine Wohnstätte umbildend auf, und diese Umwandlung der Heimath gleichsam zu einem neuen Lande wirkt dann nothwendig zurück auf seine Bewohner. So greifen alle Ringe in einander und bilden eine unzerrissbare Kette von Ursachen und Wirkungen. In der Einheit der geistigen Richtung eines Volkes mit seinem Naturdasein, in dem unzerrissbaren, wenn auch dem Bewusstsein entrückten Zusammenhänge des Bewohners mit dem von ihm bewohnten Lande besteht, da der Mensch mit seinem Sinnen und Trachten zunächst an die Naturbeschaffenheit seiner Wohnstätte gebunden ist, eben das, was man seine Nationalität oder Volksthümlichkeit nennt. In der Nationalität ist der allgemeine Geist der Menschheit durch die besonderen solaren und tellurischen Verhältnisse des Heimathlandes als ein endlicher bestimmt und beschränkt. Eine tiefere Einsicht in den Gang der Geschichte ist daher undenkbar ohne eine allseitige, das Wesentliche nie aus den Augen verlierende Auffassung der physischen Bodenbeschaffenheit des geschichtlichen Schauplatzes. Und wie nun einerseits diese Grundansicht, wenn sie die geschichtliche Darstellung bescelt, die Geschichte an den grossen Kreis der Naturwissenschaften anknüpfend, ihr erst den Stempel der ächten Wissenschaftlichkeit aufdrückt, so wird andererseits eine solche ursächliche Verschmelzung der Geographic mit der Geschichte für das einfache Verständniß der letzteren selbst unentbehrlich, wenn der Schauplatz, die Bühne, auf welcher ein Volk lebt und webt, handelt und wandelt, im Zuge der Jahrhunderte und der Jahrtausende vielfache und so grosse, so tief eingreifende Naturveränderungen erlitten hat, wie solches, wie wir gesehen, der Fall gewesen ist mit Schleswig-Holstein.

## VI.

Ein Jagdausflug von Keren im Lande der Bogos nach dem Berge Zad'amba am oberen Laufe des Barka-Flusses.

Von Werner Munzinger.

Vom Schreiben müde und halb krank, entschloß ich mich, ein paar Tage auf der Jagd in dem nahen Barka zuzubringen. Wir waren acht: ich mit drei meiner Leute; ein mir bes Freundeter Elefantenjäger mit seinem Diener und zwei Männer von Keren. Wir hatten nur ein Pferd und ein Maulthier mit; unser Proviant bestand aus einer Provision von Mehl für eine Woche, etwas Pfeffer, Confitüren und Kaffee. Ein Zelt hatten wir nicht vonnöthen, da das Land gesund und die Regenzeit noch fern ist. Wir kamen Sonntag den 19. März in der Ebene von Schytel <sup>1)</sup> an und vernahmen von Hirten, daß der eine kleine Stunde entfernte Fuss des Zad'amba von Rhinoceros voll sei.

Der Berg Zad'amba ist ein einziger, ungeheuer Felsblock, wohl 2000 Fuss über der Ebene von Schytel erhoben und hängt mit den benachbarten Gebirgen nur durch einen schmalen Sattel zusammen. Er zerfällt in zwei Hälften, die westliche ist mit Hülfe von Steingeröll und Bäumen zugänglich, wenngleich nicht ohne Beschwerde; die andere östliche fällt von allen Seiten ganz senkrecht spiegelglatt bis zur Ebene ab. Der Pfad, der die beiden Hälften verbindet, ist kaum 5 Zoll breit, von beiden Seiten jäh abgeschnitten und wohl 100 Schritte lang. Muthige Leute setzen sich auf diesen schwindelerregenden Sattel wie auf ein Pferd und helfen sich hockend hinüber. Doch haben schon Viele auf diesem Steg den Tod gefunden; denn ein einziger Blick rechts oder links in den unbegrenzten Abgrund reicht hin Schwindel zu erzeugen. Das Kloster befindet sich auf der östlichen isolirten Seite und ist von fünf oder sechs Mönchen bewohnt, die von Abessinien gebürtig, mit den Schrecken dieser wahrhaften Einsiedelei den Himmel zu verdienen hoffen. Ihr Vorsteher, ein Fünfziger, hatte den Muth hineinzukommen. Als er nach einem kurzen Aufenthalte hinaus wollte, schwindelte es ihm den Sattel zu passiren und so befindet er sich seit 14 Jahren in einer unfreiwilligen lebenslänglichen Gefangenschaft.

<sup>1)</sup> So ist der Name in dem Manuscript des Herrn Versüssers stets geschrieben. Auf der im *Bulletin de la Société de Géographie, Novemb're 1859* publicirten Karte Munzinger's steht Shotel. Der Berg Zad'amba liegt in gerader Richtung etwa 6 bis 7 deutsche Meilen südlich von Keren.

Z Aliwen Elfer

MF 8 1860

171 - 151

woher das Schnauben kam, vorsichtig vorwärts; vor mir hinter einem Dorngebüsch befanden sich zwei Rhinoceros, ein weibliches mit einem fast 2 Ellen langen Horn und sein wohl dreijähriges Junges. In Folge des dichten Gebüsches konnte ich nicht zielen; ich machte einen kleinen Umweg nach links und kam auf eine offene Stelle, wo ich mich an einem kleinen Felsen zur Linken niederkauerte. Die zwei Thiere waren kaum zehn Schritte von mir entfernt, ohne meiner gewahr zu werden; ihre Aufmerksamkeit war auf meine beiden Leute gerichtet, die sich weiter unten befanden, und sie schickten sich an, sich auf sie zu werfen. Ich legte auf das Ohr des grösseren Thieres an, zielte lange — denn diesmal wollte ich ganz sicher sein; die Gelegenheit war zu kostlich — ich zielte lange und schoß — die Kapsel platze, ohne das Pulver zu entzünden. Während ich eine neue Zündkapsel aufhat, hatten sich die Thiere gegen mich gewandt; doch hatte ich die Zeit nicht, wieder anzulegen, bevor sie plötzlich ganz nach rechts umwandten und mit ein paar Sätzen schon 60—80 Schritte entfernt und mir durch dichtes Gebüsch fast verborgen waren. Es war mir nicht mehr möglich, genau zu zielen; doch musste ich an das Heil meiner Leute denken, die dem Angriff der Thiere ausgesetzt waren. Ich schoß; diesmal fing das Pulver Feuer; aber ich weiß nicht, wohin die Kugel gerathen ist.

Ich war fast zornig, während meine Leute grosse Freude über meine Rettung hatten. Denn, meinten sie, hätten sich die Thiere gegen mich gewandt, so wäre ich ohne Zweifel verloren gewesen; denn in meiner Nähe war kein hoher Fels noch Baum, worauf ich mich flüchten konnte.

Wir suchten die Spuren der längst verschwundenen Thiere auf; doch hatten sie so grosse Sätze genommen, daß es gleich vernünftig war, ihnen nachzugehen, wie einem abgegangenen Eisenbahnzuge nachzueilen. Zu gleicher Zeit kam der Jäger mit seinem Diener an, ohne irgend etwas gefunden zu haben, und wir machten uns nach Kusch auf, wo wir nach Sonnenuntergang ankamen. Wir waren alle so müde, daß wir schliefen, als wenn wir in einer sicheren Burg uns befänden und nicht in der Wildnis unter dem freien Himmel.

Es ist unnötig, das Nashorn zu beschreiben. Doch werden einige Bemerkungen über seine Lebensweise und die Manier, es zu jagen, nicht ohne Interesse sein.

Das Nashorn (*Rhinoceros*) heißt auf Arabisch: *Cherdid*, auf Tigre: *Harisch*, auf Amhara: *Oraris*, auf Belen: *Gedane*. Es hat in seinen Eigenthümlichkeiten viel Aehnlichkeit mit dem Wildschwein. Schlechte Nase, schlechte Augen, aber sehr gute Ohren. Es liebt einsame, von Menschen und Vieh nie begangene Grasplätze und tränkt sich bei ver-

lassenem Wassern nach Sonnenuntergang oder vor Sonnenaufgang. Ist das Wasser verstopft, gräbt es wohl selbst den Brunnen aus. Wie das Wildschwein liebt es sich im Wasser und Koth herumzuwälzen. Beim Wasser angelangt, flieht es zweimal und erst das dritte Mal fast es Zutrauen und kniet am Wasser nieder. Dies ist der Augenblick der Jagd. Der Jäger, der sich am Tage den Ort der Tränke gemerkt hat, macht sich, ein paar Schritte davon entfernt, eine enge sehr starke Umzäunung von undurchdringlichen Dornen und erwartet da die Ankunft des Feindes. Hat sich das Rhinoceros recht voll getränkt, so erhebt sich der Jäger auf seine Knie; die linke Hand stützt er auf einen Baumstumpf und mit der rechten wirft er dem Thiere mit voller Gewalt seine sehr breite scharfe Lanze in den Bauch. Man sagt, daß das vollgetränkte Nashorn schon der kleinsten Wunde erliegt. Fällt es auf den Streich nieder, so macht man ihm den Garaus. Hat es die Kraft sich zu erheben, so läßt man es ruhig fliehen. Beim Morgen grauen verfolgt man die Blutspur und in grösserer oder geringerer Entfernung findet man das Thier erschöpft auf dem Boden liegen.

Die Jagd bei Tage ist viel gefährlicher; hat man einmal die Spur gefunden, so geht man ihr nach; von Felsblöcken und kleinen Hügeln kundet man das Thier aus, und bekömmmt man es in Sicht, so verfolgt man es mit Hunden. Das Nashorn wirft sich wührend auf die Hunde, die es nur von hinten angreifen, und die Jäger haben Zeit, es vielfach zu verwunden. Doch ist dies in der Ebene eine gefährliche Sache, da das verwundete Nashorn sich blitzschnell in ganz gerader Richtung auf seinen Feind wirft und alles, was ihm in den Weg kommt, niederschlägt. Doch bietet der kleinste Felsblock oder Baum eine sichere Zuflucht, da das gereizte Thier sein Horn stets nur gegen den Boden stößt.

Sich mit einer Büchse dem Nashorn zu nähern ist fast unmöglich, da es uns im Gehör weit überlegen ist; überdies ist es in dieser Urbaide, wo der Boden von verfaultem Holz bedeckt ist und die Dornen den Durchgang versperren, sehr schwer, sich ohne Geräusch dem weidenden Thiere zu nähern. Einmal aufmerksam gemacht, flieht das Thier in vollem Galopp oder wendet sich gegen den Jäger; die Schnelligkeit seines Laufes und das Schnauben, das es dabei ausstößt, erinnert an die Locomotive, die den Dampf ausläßt.

Doch ist die Schwerfälligkeit des Thieres, sich umzuwenden, und seine Sucht, in ganz gerader Linie vorwärts zu eilen, wie eine Kugel, die dem Rohr entflieht, eine Sicherheit für den Jäger, der behend im Zickzack sein Heil findet. Auch diese Eigenschaft hat es mit dem Wildschwein gemein.

Das Nashorn thut dem weidenden Vieh kein Leid an; doch ver-

wundet stöfst es ohne Unterschied Alles nieder, was ihm in den Weg kommt.

Das Nashorn verabscheut wie der Bär alles Todte. Wenn ein von ihm verfolgter Mensch sich auf den Boden wirft und den Athem zurückhält, beschnüffelt ihn das Thier und wendet sich von ihm ab. Die gleiche Eigenschaft wird dem Löwen, dem Elephanten, dem Adler, dem Affen, kurz allen Thieren zugeschrieben, die Kadaver nicht fressen: während im Gegentheil der Geier, die Hyäne den Menschen nur im Schlaf überfallen und einem Wachenden sich nicht zu nähern getrauen.

Der Mist des Nashorn gleicht dem der Elephanten, was auf ähnliche Nahrung schliesen lässt; doch liebt das Nashorn mehr frisches Gras, während der Elephant, wie das Kameel, die Baumzweige abfrisst. Das Nashorn hat den sonderbaren Gebrauch, mit seinem Horn in seinem frischen Mist herumzuwühlen.

Das Fleisch des Nashorn — und ebenso der Elephanten, Strausen, der Giraffe — wird nur von Mohammedanern gegessen; die Christen verabscheuen es. Solches Fleisch zu essen und den Islam anzunehmen ist eine identische Sache. Ist ein Nashorn getötet, so machen sich die Beduinen mit ihren Kameelen auf und bringen sie mit Fleisch beladen zurück. Das Fleisch hat Aehnlichkeit mit dem der Ziege; schmeckt aber bitter.

Das Horn wird in Massua und Suakin, je nach der Grösse, mit 2—7 Thaler verkauft. Die Leute von Massua und die Abessinier benutzen es zu Säbelgriffen und Kaffeetassen. Sein Abschabsel wird als ein gewaltiges Gegengift angesehen. Würde man einmal das Horn chemisch analysiren, so könnte man sehen, welchen Werth dieser Volksglaube hat.

Die Haut wird zu runden Schilden verarbeitet. Der Nashornschild ist dem von Elephantenhaut überlegen und gilt, verarbeitet, einen Thaler. Er hat das Aussehen eines Büffelschildes; doch ist dieser letztere viel stärker und deshalb geschätzter, da er zuweilen mit vier Thalem bezahlt wird. Es giebt im Barka Leute, die sich ausschliesslich mit Bearbeitung von Schilden beschäftigen; von je drei rohen Schilden nehmen sie einen als Lohn. Die Schilder von der Haut des Elephanten, Nashorn, Büffel sind rund, der Durchmesser  $2\frac{1}{2}$  Spannen; in der Mitte haben sie eine kleine kegelförmige Erhöhung; auf der innern Seite ist eine Handhabe angebracht.

Es ist begreiflich, dass der Nashornjäger sorgfältig auf die Spur Acht geben muss. Die Leute hier zu Land sind im Spursuchen sehr geübt, und was ich oft unglaublich über die amerikanischen Wilden gelesen, habe ich völlig in Afrika wiedergefunden. Eine gestohlene Kuh ist schwer zu verheimlichen, wenn der Weg auch über Berg und Stein

geht. Ist der suchende Hirt einmal auf der Spur, so wird er sie schwerlich verlieren, wenn nicht passirende Reisende oder Heerden sie verirren. Geht die Fußspur verloren, so ist der Geruch, der an Steinen und Bäumen hängen bleibt, ein ziemlich sicherer Leiter. Die Spur der Sandalen zeigt den Stamm an, dem die Viehräuber angehören, da jede Tribus sie etwas anders schneidet. Ohne diese Fertigkeit im Spursuchen wäre der Diebstahl in diesen Ländern, wo Polizei unbekannt ist, eine leichte Sache. Ist ein Stück Vieh verloren, so vergewissert sich der Hirt über die Spur; hat er sie gefunden, so giebt er seinen Genossen Nachricht; man verfolgt die Fährte; erreicht man die Räuber auf dem Weg, so entspinnt sich gewöhnlich ein blutiger Kampf. Geht die Fährte bis zu einem Dorf, so werden dessen Einwohner für das gestohlene Vieh verantwortlich gemacht und der Prozess ist fertig. Der eben angekommene Europäer, der nie auf Spuren seine Aufmerksamkeit gerichtet hat, erstaunt, Fährten verfolgt zu sehen, wo sein Auge nichts entdeckt; doch gewöhnt sich das aufmerksame Auge sehr schnell, die kleinsten Merkmale zu beachten, und wird gelehrt.

Am Dienstag machten wir uns des Morgens in der Frühe mit frischer Hoffnung auf. Wir bahnten uns mühsam einen Weg durch alle diese Dornengebüsche, wo jeder Schritt erkämpft sein will. Wir überblickten von hohen Felsblöcken nun die ganze Umgegend: keine Spur. Wir durchstreiften die Wildnis nach allen Seiten hin: ohne Erfolg. Müde und durstig setzten wir unsern Weg bis zur untern Quelle fort, zugleich mit der Absicht, den Tränkeplatz zu untersuchen, als einer unserer Leute von ferne etwas großes Wildähnliches bemerkte, das gerade am Rande des Wassers unter einem Baume im Schatten sich bewegte. Wir glaubten von neuem ein Rhinoceros zu finden, schlichen uns näher, wurden aber bald enttäuscht; es waren zwei Tora. Ich näherte mich bis vielleicht auf 250 Schritte, ohne bemerkt zu werden, und war von dem Wild durch einen Graben getrennt, der von dem oben beschriebenen Bach durchflossen wird. Auf den Schufs fielen beide Thiere, da sie hinter einander standen; die Kugel hatte das voranstehende durchbohrt und das hintere leicht verletzt, so dass es noch entfliehen konnte. Das gefallene Thier war ein prächtiges, dreijähriges, männliches Thier.

Das Tora — dies ist sein Name auf Amharinā; auf Tigré: *Totet*; auf Arabisch: *Teitel*; im Belen: *Guragua* — ist naturhistorisch wohl schon beschrieben und bekannt. Man kann dieses Thier eine wilde Kuh nennen. Es hat die gleiche Grösse und sieht ihr sehr ähnlich. Doch ist sein Kopf vorn in der Nase länglich, schmal zugehend. Die Hörner sind kürzer und runzlich, immer schwarz. Der Huf, wie bei der Kuh, gespalten, aber länglicher, fast spitz auslaufend. Das Haar